

A detailed illustration of a Parisian cafe scene. On the left, a cafe named 'TREFLE' has a red and white striped awning and a light blue facade. Several red chickens are perched on the balcony above the entrance. Outside, there are several small purple metal tables and chairs. A black lantern hangs from the wall. In the background, there are tall Parisian buildings with many windows and balconies. The sky is a soft yellow, suggesting a sunrise or sunset, with several birds flying. The overall style is soft and painterly.

Lorraine  
Fouchet

Das Café der  
kleinen  
Geheimnisse

ROMAN

lübbe

# *Inhalt*

Cover	
Über dieses Buch	
Über die Autorin	
Titel	
Impressum	
1	
2	
3	
4	
5	
6	
7	
8	
9	
10	
11	
12	
13	
14	
15	
16	
17	
18	
19	
20	
21	
22	
23	
24	
25	
26	

27  
28  
29  
30  
31  
32  
33  
34  
35  
36  
37  
38  
39  
40  
41  
42  
43  
44  
45  
46  
47  
48  
49  
50  
51  
52  
53  
54

## *Über das Buch*

Zwanzig Jahre sind vergangen, seit Jenny ihre drei besten Freundinnen aus der Schulzeit in Paris zum letzten Mal gesehen hat. Nun hat sie die Freundinnen zu einem Treffen in ihr damaliges Lieblingscafé eingeladen. Denn Jenny will endlich ihr wohlgehütetes Geheimnis preisgeben, das folgenreich für ihrer aller Leben war. Ob sich das kleine Café Trèfle seinen Zauber als magischer Ort bewahrt hat, an dem Freundschaften fürs Leben besiegelt werden und die schönsten Träume in Erfüllung gehen?



## *Über die Autorin*

Lorraine Fouchet ist eigentlich Ärztin und erfüllte mit dieser Berufswahl den Traum ihres Vaters, der starb als sie siebzehn war. Mittlerweile hat sie sich ihren eigenen Traum erfüllt und schreibt seit 1977 mit großem Erfolg Romane.

Lorraine Fouchet

*Das Café der  
kleinen  
Geheimnisse*

ROMAN

Aus dem Französischen  
von Monika Buchgeister

**lübbe**

Vollständige eBook-Ausgabe  
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Vollständige Taschenbuchausgabe der bei BLT in der Verlagsgruppe Lübbe  
unter dem Titel »Die Geheimnisse von Paris« erschienenen  
Taschenbuchausgabe  
Überarbeitete Neuausgabe

Copyright © 2005 by Editions Robert Laffont, Paris  
Titel der französischen Originalausgabe: »Nous n'avons pas changé«  
Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2007 und 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln  
Umschlagmotive: © shutterstock: Catarina Belova | DaLiu | Lonely Walker |  
Catarina Belova | Ekaterina Pokrovsky | Peter Gudella | Natali Zakharova |  
Vitaly Korovin

Umschlaggestaltung: Sandra Taufer, München  
eBook-Produktion: Dörlemann Satz, Lemförde  
ISBN 978-3-7325-4485-1

[www.luebbe.de](http://www.luebbe.de)

[www.lesejury.de](http://www.lesejury.de)

*September 2000*

Durch das Fenster blickten sie auf einen japanischen Kirschbaum und eine Eiche. Ein Kirschbaum wird hundert Jahre alt, eine Eiche hundertzwanzig. Eine Meise setzte sich auf einen Zweig des Kirschbaums. Eine Meise kann zwölf Jahre alt werden. Die beiden jungen Frauen, die hier im gleichen Krankenhauszimmer lagen, ließen ihre Blicke auf den Bäumen und dem Vogel ruhen. Sie hatten einander von ihrer Kindheit erzählt, von Augenblicken überschwänglicher Freude und herzzerreißenden Kummers, sie hatten von der Liebe und ihren Freunden gesprochen. Die junge Frau im linken Bett träumte davon, die Welt zu entdecken, aber sie tingelte von einem schlecht bezahlten Job zum nächsten und war ständig in Geldnot. Die junge Frau im rechten Bett hatte keine Träume, sie arbeitete nicht, ging bei großen Modeschöpfern ein und aus und war an allen angesagten Orten der Schickeria zu finden.

Es war genau zwölf Uhr. Die Tür ging auf. Eine hübsche Frau trat ein, zögerte auf der Schwelle und ging dann mit ihrem Tulpenstrauß entschlossenen Schrittes auf das linke Bett zu. Eine Tulpe wird in einem Krankenhauszimmer drei Tage alt. Die Besucherin setzte ein teilnahmsvolles Lächeln auf:

»Ich bin Danielle, meine Eltern waren die Nachbarn Ihrer Eltern, als wir klein waren. Wir haben uns Jahre nicht gesehen. Ich habe eine Zwillingsschwester, die Elisabeth heißt, erinnern Sie sich? Ich habe erfahren, dass Sie hier



liegen, und da ich gerade eine Freundin besuchte, die ein Kind bekommen hat ...«

Die junge Frau auf der linken Seite lächelte und schüttelte den Kopf.

»Da müssen Sie sich täuschen ... Versuchen Sie es bei dem anderen Bett!«

Die beiden Kranken sahen sich in der Tat sehr ähnlich – die gleiche Haarfarbe, die gleiche Augenfarbe, das gleiche Alter. Verwirrt wandte sich die Besucherin dem Bett auf der rechten Seite zu. Die junge Frau rechts richtete sich im Bett auf:

»Sie hatten einen großen Bruder, der alles kaputt machte und Patrick hieß, nicht wahr? Und einen Spaniel namens Rita, oder?«

Die Besucherin nickte beruhigt; sie war bei der Richtigen angelangt.

Als sie wieder gegangen war, ließen sich die beiden Bettlägerigen über diesen Irrtum aus. Es war ihnen noch nicht klar gewesen, wie sehr sie einander glichen.

»Wir hätten uns einen Spaß daraus machen können. Du hättest dich noch ein bisschen länger für mich ausgeben können!«, sagte die im rechten Bett lachend. »Ich mochte ihre Rita gerne. Sie war schwarz, aber die Schnauze und die Pfoten waren rostbraun. Einer unserer Nachbarn fluchte immer, wenn sie bellte. Da sagte ich zu ihm: ›Wenn es einmal so weit ist, dass Sie die Hunde nicht mehr bellen hören, die Vögel nicht mehr singen und die Kinder nicht mehr lachen und spielen, dann werden Sie es bedauern, denn dann sind Sie tot!‹ Daraufhin hat er sich nie wieder beschwert.«

Gegen Abend kam ein dickbäuchiger, unbeholfen wirkender Arzt zu ihnen. Auch er zögerte eine Sekunde angesichts der beiden Patientinnen. Sie hatten die gleiche Krankheit. Das Schicksal ist nicht gerecht. Er brachte eine gute und eine schlechte Nachricht: Eine von ihnen hatte das Leben noch vor sich, die andere nicht.

*Montag, 19. September 2005*

In ihrem weißen Haus mit den blauen Fensterläden sah Gwénola Tonnerre durch das Fenster des Arbeitszimmers auf das Meer vor der Île de Groix hinaus. Segelboote tummelten sich auf dem Wasser. Um diese Zeit verließ die morgendliche Fähre den Hafen und nahm Kurs auf Lorient. Zärtlich streifte Gwénolas Blick das Foto von Loeiz – der bretonischen Variante für Louis –, ihrem neunzehnjährigen Sohn, der in Rennes Medizin studierte. Das Foto daneben zeigte Loeiz als Kind auf den Knien von Annick, der Mutter von Gwénola. Bilder eines anderen Mannes hingen nicht an der Wand, und das hatte seinen Grund. Gwénola kannte ihren Vater ebenso wenig wie Loeiz den seinen, als sei dies in der Familie zur Gewohnheit geworden.

An der Wand steckte auch ein kleines Kärtchen mit der Aufschrift: »Zwanzig Jahre Abitur! Abendessen des Jahrgangs 1985 von Sainte-Agathe am Dienstag, den 20. September.« Gwénola hatte ihr Abitur vor zwanzig Jahren in Paris abgelegt, weil Annick, die unverheiratet war und ihre Tochter allein großzog, als Krankenschwester in dieser feinen Pariser Privatschule arbeitete. Nur wenige Tage nach den Abiturprüfungen war Gwénola zu ihrer Großmutter nach Groix aufgebrochen, um dort, auf diesem acht mal vier Kilometer langen Stück Erde mitten im Wasser, zu leben. Ihre Großmutter war eine Seemannswitwe. Sie umgab Gwénola mit Zärtlichkeit und stopfte sie mit bretonischem Kuchen und anderen regionalen Köstlichkeiten voll. Inzwischen war sie

gestorben, aber Gwénola hatte sich endgültig auf der Insel niedergelassen. Es kam vor, dass sie sie verließ, um einen Tag in Lorient zu verbringen, sie hatte es sogar schon einige Male bis nach Rennes geschafft, aber in die Hauptstadt war sie nie wieder zurückgekehrt.

Sie schüttelte ihre Haare, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen und sich auf den Artikel zu konzentrieren, den sie als lokale Korrespondentin für die Zeitung *Sud-Ouest* gerade schrieb. Die Worte sprudelten flüssig hervor, die Finger flogen über die Tasten ihres Notebooks – sie liebte ihren Beruf als Journalistin. Normalerweise feilte sie ausgiebig an ihren Texten, aber heute hatte sie es eilig. Sobald sie ihren Text abgeschickt hätte, würde sie ihre Tasche schnappen und unten im Hafen die Fähre nach Lorient nehmen. Dort würde sie in den TGV nach Paris steigen. Sie hatte in der Rue de la Gaîté im Montparnasse-Viertel ein Zimmer reserviert. Diese Straße lag in der Nähe des Bahnhofs, an dem die Züge aus der Bretagne eintreffen; außerdem konnte der Straßename nur Gutes verheißen.

Gwénola sah auf ihre Sportarmbanduhr, die ihr auch die Gezeiten anzeigte – ein Weihnachtsgeschenk ihres Sohnes. Unpünktlich war sie eigentlich schon immer, gewissermaßen von Geburt an – ihre Mutter war erst eine Woche nach dem errechneten Zeitpunkt niedergekommen.

Gwénola lächelte, während sie zu dem Foto sah, auf dem Annick mit dem kleinen Loeiz spielte. Alle drei hatten dichte schwarze Locken, einen forschenden Blick, den manche für arrogant hielten, und einen sehnigen Körperbau. Loeiz war wie ein Spargel in die Höhe geschossen und hatte es auf einen Meter neunzig gebracht. Gwénola besaß immer noch ihr jugendliches Gesicht von früher. Ihre türkisfarbenen Augen strahlten oft, sie war eine hübsche Frau mit guter Figur. Sie war energisch und fröhlich, aber zerbrechlicher, als es den Anschein hatte. Niemals sprach sie über den Vater von Loeiz und blieb

verschlossen wie eine Auster, wenn man sie nach ihm fragte. Die Männer fanden sie anziehend, aber sie war nicht sehr selbstsicher. Von ihrer ersten Liebesgeschichte hatte sie sich nie ganz erholt. Zu tief war die Wunde.

»Oho, Gwénola! Nimmst du die Fähre?«

Ihre Nachbarin Eva Foresta blieb auf dem alten Zöllnerpfad stehen und streichelte den englischen Setter Rebecca ihrer gemeinsamen Nachbarin Poupée.

»Ja, die um 13.30 Uhr. Warum gehe ich nur zu diesem blödsinnigen Ehemaligentreffen morgen Abend? Natürlich aus Neugierde ...«

Gwénola log. Sie wusste sehr genau, warum sie hinging. Und seit zwanzig Jahren verdrängte sie jeden Gedanken an diesen Augenblick.

Bei Olivia Ruben befand sich die Einladungskarte »Zwanzig Jahre Abitur! Abendessen des Jahrgangs 1985« auf dem Kaminsims. Dort lehnte sie an einer goldenen Sieben, einer Auszeichnung für den besten Fortsetzungsroman des vergangenen Sommers. Olivia war eine gefeierte Schriftstellerin und weithin bekannt. Sie hatte zehn Romane in zwanzig Jahren veröffentlicht, und alle waren für das Fernsehen verfilmt worden. Sie wohnte in dem Dorf Yvelines, etwa zwanzig Minuten mit der Schnellbahn von der Place de l'Étoile entfernt. Mit ihrem kleinen Mercedes brauchte sie eine halbe Stunde, wenn nichts los war, und eineinhalb Stunden zu den Stoßzeiten.

Noa, ihr siebzehnjähriger Sohn, stürzte atemlos ins Zimmer. Er trug seine Haare zu einem Katogan frisiert, in seiner Zunge blitzte ein Piercing. Strahlend verkündete er:

»Papa nimmt mich am Samstag mit nach Deauville!«

»Dein Vater hat wohl vergessen, dass ich dich dann möglicherweise drei lange Monate entbehren muss«, erwiderte Olivia bissig. »Du wirst mir so unendlich fehlen, mein Liebling ...«

Eine zweite bunte Karte lag neben der von Sainte-Agathe: *Wie der Vater, so der Sohn* – so lautete der Titel der großen, für den kommenden Herbst angekündigten Reality-TV-Show. Am Samstag sollte die erste Folge nach den Abendnachrichten zur besten Sendezeit ausgestrahlt werden. Die Kandidaten waren allesamt Kinder wichtiger Personen. Auf Noa war die Wahl gefallen, weil er der Sohn von Olivia war. Nach dem üblichen Schema würde jede Woche ein Kandidat nach Hause geschickt werden. Der

Sieger würde nach drei Monaten Geld, Berühmtheit und Unterstützung bei einem Vorhaben seiner Wahl erhalten – ob es nun Plattenaufnahmen, eine Kunstaussstellung, eine Buchveröffentlichung, eine Regieführung oder eine erste Filmrolle war. Noa träumte davon, Regisseur oder Schriftsteller zu werden, eine Mischung aus Steven Spielberg und Marc Levy. Er wollte, dass sich die Leute auf der Straße nach ihm umdrehten, und mit siebzehn Jahren schien ihm dieser Berufswunsch außerordentlich passend, um die Mädchen verrückt nach ihm zu machen. Er hatte begriffen, wie die Dinge liefen: »Wenn ein Unbekannter schreibt, schert sich kein Mensch um ihn, niemand wartet auf ihn«, formulierte er sehr treffend, »aber wenn einer von den *people* schreibt, rennen alle hin!«

Olivia Ruben hatte ihre Kindheit in dem feinen Hotel ihrer Eltern in Neuilly verbracht, das ganz in der Nähe des amerikanischen Hotels lag. Später hatte sie Colin Nathan geheiratet, einen Schönheitschirurgen, der am Anfang einer steilen Karriere stand. Im Jahr ihrer Scheidung, in dem sie ihren fünften Roman veröffentlichte, hatte Olivia von ihren Tantiemen als Autorin das Haus in Yvelines gekauft. Es war ein modernes Gebäude, dessen Innenarchitektur streng im Zen-Stil gehalten war: weiße Wände und Vorhänge, sparsame Einrichtungsgegenstände, kein einziges Bild, weder Silberzeug noch Nippes, ein paar Bonsaipflanzen und traditionelle japanische Futons. Da Olivia groß und recht füllig war, trug sie mit Vorliebe fließende, edle Stoffe wie Leinen, Seide und Leder in verschiedenen Beigetönen. Ihr Haar war blond, ein natürliches Blond, während ihre Lippen künstlich aufgepolstert waren, dazu kamen wunderschöne grüne Augen. Sie stand ununterbrochen im Rampenlicht, und nie sah man sie ungeschminkt.

»Mama, lass mich doch dorthin gehen«, schmeichelte Noa beharrlich.

Mit ihren fast weißen Haaren und ihren Katzenaugen ähnelten Mutter und Sohn einander, aber Noa war hochaufgeschossen und spindeldürr.

Olivia Ruben sah auf die luxuriöse Armbanduhr an ihrem Handgelenk, die ihr Vater, der Milliardär Richard Ruben, ihr zur Geburt von Noa geschenkt hatte. Ausgerechnet heute hatte ihr Ehemann Colin den lustigen Einfall gehabt, ihr das erste kostenlose Lifting anzubieten, und er meinte es ernst.

»Kommt überhaupt nicht infrage!«, erwiderte sie Noa bestimmt. »Ich will dich die ganze Woche um mich haben. Dein Vater hat dich am letzten Sonntag gehabt, jetzt bin ich an der Reihe!«

»Aber Mama ...«

»Du nimmst schon an der Sendung *Wie der Vater, so der Sohn* teil, ist das nicht genug?«, fragte Olivia verärgert. »Nein heißt nein, und dabei bleibt es. Ich habe kein Vitamin C mehr, kannst du bitte bei Manuel ein paar Orangen kaufen?«

Statt einer Antwort schlug Noa die Tür hinter sich zu. Olivia seufzte, schaltete ihren Computer auf Stand-by, schob den roten Ledersessel zurück, streckte ihren massigen Körper und griff nach ihrer kleinen Geldbörse. Im Vorbeigehen streichelte sie ihre Perserkatze *Who's Who* mit dem seltsamen Blick. An dem Tag, an dem man sie für das berühmte Verzeichnis wichtiger Persönlichkeiten vorgeschlagen hatte, hatte sich Olivia dem Glück sehr nahe gefühlt.

Auf der Straße legte sie den Kopf in den Nacken, um die wärmende Sonne zu spüren, und versuchte, nicht an die Leere zu denken, die die Abwesenheit ihres Sohnes bei ihr hervorrufen würde. Vielleicht würde er mit ein wenig Glück rasch aus dem Spiel ausscheiden.

»Salut, Olivia! Ich habe dich gestern im Radio gehört, du warst wunderbar!«



Ihre Nachbarin Lisa Niels, eine Ärztin, lächelte sie überschwänglich an. Unten auf dem Kirchplatz öffnete Marie-Amélie ihren Käseladen. An der Hand hielt sie ihre Tochter Mathilde, die sich beschwerte, der Labrador Evinrude habe ihr Kuscheltier geklaut.

»Sollen wir morgen alle drei zusammen grillen, habt ihr Zeit?«, schlug Lisa vor.

»Ich bringe Käse und Wein mit«, sagte Marie-Amélie sofort.

Olivia schüttelte den Kopf.

»Ohne mich, leider. Ich habe ein Treffen mit ehemaligen Mitschülerinnen. Wir haben uns seit zwanzig Jahren nicht mehr gesehen. Ich weiß wirklich nicht, warum ich zugesagt habe ...«

Sie log. Ihr erster Gedanke bei Erhalt der Einladung war gewesen, dass sie so ihren Bekanntheitsgrad einmal sehr gut überprüfen könnte. Der zweite Gedanke – tief in ihrem Innern – war, dass sie seit Jahren auf Messers Schneide lebte und es nun endlich Zeit war, reinen Tisch zu machen.

Die Einladungskarte zu den »Zwanzig Jahren Abitur!« der Gräfin Axelle de Bergeac klemmte im Rahmen des großen Spiegels ihres Ankleidezimmers – ganz so wie früher die Einladungen zu den organisierten Abendveranstaltungen, auf denen die jungen Aristokraten zum Zwecke zukünftiger Verbindungen zusammentreffen. Auch im Jahre 2005 gab es das noch.

In der Welt, in der Axelle lebte, hatte sich in der Tat nicht viel geändert. Ihr Bruder, ihre Cousins, ihre Freunde, ihr Mann Charles und sie selbst lebten noch immer auf Schlössern, die sich seit ewigen Zeiten in Familienbesitz befanden. Aber im Gegensatz zur landläufigen Meinung besaßen sie kein Vermögen mehr. Die Männer hatten mittlerweile gelernt, wie man eine Mauer ausbessert, wie man Ziegelsteine ersetzt, Rohre verlegt oder eine elektrische Leitung repariert. Sie arbeiteten bei einer Behörde, im Modegeschäft, in einer Botschaft, in der gehobenen Verwaltung, in der Finanzwelt, im Kulturbereich oder sogar bei der Armee. Die Frauen führten Besucher durch das Schloss, verkauften Eintrittskarten, erzählten die Familiengeschichte, antworteten freundlich auf die bestürzend ungebildeten Fragen der Touristen und hielten so den endgültigen Bankrott auf. Die Zugehörigkeit zum Adel entsprach nicht mehr einem Gesellschaftsstand, sondern lediglich einer Geisteshaltung. Der offizielle Eintritt von Axelle in diese Welt erfolgte seinerzeit mit dem Besuch des berühmten Debütantinnenballs, auf dem sie – mittellos, wie ihre Familie war – ein für einen Abend

geliehenes Kleid der Haute Couture samt dazugehörigem Collier trug. Aber sie trug es voller Anmut und Stolz.

Mechanisch fuhr Axelle mit den Fingern über die Einladungskarte auf dem Spiegel, als wollte sie prüfen, ob sich die Umrisse der Buchstaben von dem Papier abhoben. Die Einladung nach Sainte-Agathe war nicht mit den Tanzabenden von früher zu vergleichen. Auch wenn seit ihrem Abitur zwanzig Jahre vergangen waren, kam es ihr vor, als sei alles erst gestern gewesen. Nach der Schulzeit hatte sie das Schloss ihrer Eltern in der Normandie verlassen, um Charles auf das seine im Südwesten Frankreichs zu folgen. Sie waren leider kinderlos geblieben, obwohl sie alles versucht hatten. Axelle hatte sich in die Arbeit gestürzt, um ihren Kummer zu vergessen. Sie bereitete die Kinder im Dorf auf die Kommunion vor, arbeitete in der Bücherei, betreute alte Leute, den Bridgeclub und den Verein für Blumengärten. Wo sie nur konnte, unterstützte sie ihren Ehemann bei seiner Arbeit als Abgeordneter und Bürgermeister. Sie war eine vorbildliche Ehefrau, in ihrer Vornehmheit und Eleganz die perfekte Frau für Charles – eine Ausnahmeerscheinung. Ihre denkwürdige Hochzeit hatte fünfhundert Personen zusammengeführt und eine Doppelseite in den entsprechenden Illustrierten gefüllt. Sie hatte einen ehrwürdigen Namen gegen einen anderen ehrwürdigen Namen getauscht, ganz wie es sich in dieser abgeschlossenen Welt gehörte, in der Traditionen aus Pflichtbewusstsein und Anstand weitergegeben wurden.

Axelle vergaß die Karte und begutachtete ihr Bild im Spiegel. Eine hochgewachsene Frau mit braunem Haar und eisblauen Augen sah ihr entgegen. Sie hatte Format, »Rasse«, wie ihr Vater zu sagen pflegte: »Du bist nicht nur hübsch, mein Mädchen, du bist mehr als das.« Sie selbst hielt sich für zu groß, für linkisch, etwas zu wenig sexy und nicht sehr sinnlich. Dennoch war sie sehr selbstsicher – ihre Geburt schien ihr das bereits mitgegeben zu haben.

Sie liebte ihren Mann abgöttisch und war ihm mit Haut und Haaren ergeben. Nach außen war sie eine vornehme und zurückhaltende Ehefrau, aber in ihren vier Wänden war sie zugleich eine leidenschaftliche Geliebte, die zu allem bereit war.

Es klopfte an der Tür.

»Frau Gräfin, sind Sie da?«

»Komm herein, Jeanne!«

Jeanne, ihr einstiges Kindermädchen, das ihr während der Kindheit hin und wieder eine gehörige Tracht Prügel verabreicht hatte, betrat das Ankleidezimmer.

»Es geht um das Menü für Monsieur morgen Abend. Frau Gräfin wird ja in Paris sein. Soll ich Fisch oder lieber Fleisch zubereiten?«

Axelle zögerte und entschied:

»Lieber Fisch, und er wird im kleinen Salon speisen. Danke, dass du daran gedacht hast, Jeanne.«

»Dafür bin ich doch da, Madame!«, antwortete Jeanne. »Ich habe Ihren Koffer schon gepackt. Joseph bringt ihn zum Zug.«

Axelle nickte. Ihr Oberkellner würde sie in dem alten, von ihrem Vater geerbten Citroën zum Bahnhof fahren und den Koffer bis zum Zug tragen. Sie hatte einen Fensterplatz in der zweiten Klasse. Charles und sie besaßen immer noch ein kleines Studio in Paris ganz in der Nähe des Champ-de-Mars. Dort würde sie übernachten. Sie mochte dieses Viertel. Der Champ-de-Mars hatte früher den Klöstern von Saint-Germain- und Sainte-Geneviève gehört. Der Comte d'Argenson hatte das Terrain im achtzehnten Jahrhundert erworben, um dort ein Gebäude der École militaire zu errichten. Dort war der erste Heißluftballon gestartet. In den Gräben hatte der Agronom Parmentier die ersten französischen Kartoffeln angebaut. Am vierzehnten Juli 1790 war das Volk dort zusammengekommen, um den Jahrestag der französischen Revolution zu feiern. Und 1887

bis 1889 wurde anlässlich der Weltausstellung der Eiffelturm gebaut.

Axelle warf einen Blick auf die elegante Armbanduhr an ihrem schmalen Handgelenk.

»Wir brechen in einer halben Stunde auf, danke, Jeanne.«

Das Telefon klingelte. Jeanne nahm das Gespräch an.

»Château de Bergeac ... Bleiben Sie bitte am Apparat.«  
Sie reichte Axelle den Hörer.

»Es ist Madame Forestier, Frau Gräfin.«

Die Züge von Axelle erhellten sich. Juliette Forestier war ihre Nachbarin und eine gute Freundin.

»Wie geht es dem Büro ›*Alles wird anders*‹?«, fragte sie mit einer leicht gezwungenen Fröhlichkeit.

»Es könnte nicht besser sein! Fährst du gleich?«

»Ich habe überhaupt keine Lust, zu diesem Treffen zu gehen«, seufzte Axelle, »aber es ist gewissermaßen eine gesellschaftliche Verpflichtung. Allein schon aus Respekt unseren ehemaligen Lehrern gegenüber muss ich hinfahren. Es wäre sehr unhöflich, der Einladung nicht Folge zu leisten ...«

In Wahrheit erfüllte es sie mit Panik, nach Paris zu fahren. Und das war nicht verwunderlich angesichts dessen, was sich damals zugetragen hatte. Aber sie würde sich stellen, sie hatte einen Platz zu verteidigen.

Bei Jenny Lincoln lag die Einladungskarte zum Abendessen des Abitur-Jahrgangs von 1985 auf dem Nachttisch ihres Zimmers im Hôtel Raphael in Rom. Sie war an ihre letzte Adresse in Amerika geschickt worden, und von dort hatte man sie ihr bis nach Europa nachgeschickt. Sie hatte die Einladung angenommen. Paris war schließlich nur zwei Flugstunden von Rom entfernt – Gwénola von der Île de Groix oder Axelle aus dem Südwesten Frankreichs würden länger brauchen als sie, um nach Paris zu kommen. Um sich nicht allzu fremd zu fühlen, hatte sie im Hôtel Raphael in Paris, in der Nähe des Triumphbogens, unweit der Champs-Élysées genau das gleiche Zimmer reserviert.

Seit beinahe vier Jahren wohnte Jenny nun schon in Rom. Ihr Luxuszimmer lag in der Mitte der dicht mit Efeu bewachsenen Fassade des Hotels und ging auf den Largo Febo hinaus. Unter den Fenstern hasteten grell gekleidete und mit Fotoapparaten behängte Touristen vorbei, um ein paar Meter weiter auf die Piazza Navona zu treffen, eine von Kaiser Domitian im Jahre 86 nach Christus erbaute olympische Arena. Der Untergrund war einmal eine Senke gewesen, in der Wasserspiele stattfinden konnten. Die Prunkstücke des Platzes sind noch heute der Maurus-Brunnen, der Vier-Ströme-Brunnen von Bernini sowie der Neptun-Brunnen.

Mittags aßen ausschließlich Touristen, also Müßiggänger, auf dem Platz – kein Italiener würde einen solchen Frevel begehen. Auf der Piazza wurde nur abends gegessen, Jenny hatte nie begriffen, warum. Sie nahm ihre

Mahlzeiten im Restaurant Santa Lucia ein, das gleich neben dem Hotel lag und eine feine neapolitanische Küche bot. Im Winter aß man drinnen, im Sommer auf einer Terrasse im Schatten von ockerfarbenen und rostroten romanischen Prachtbauten. Die Einheimischen kannten sie; sie war mehr als nur eine weitere amerikanische Touristin. Sie hatte Fuß gefasst an diesem Ort und unterhielt sich in fließendem Italienisch. Barbara, die Besitzerin des Restaurants, fand sie sympathisch. Jenny war durchschnittlich groß und durchschnittlich schwer. Sie hatte braune Augen und regelmäßige Gesichtszüge. So gesehen war sie keine ungewöhnliche Erscheinung, aber ihre rote Haarpracht leuchtete wie ein kanadischer Wald im Herbst, und das hob sie von allen anderen ab.

Sie sah auf ihre wertvolle Armbanduhr, ein Geschenk ihres Geliebten, des Barons Floridiano, der sehr in sie verliebt, aber mit einer anderen verheiratet war. Als das Telefon klingelte, war klar, dass nur er es sein konnte.

»*Amore*, bist du noch nicht weg? Ruf mich an, sobald du in Paris gelandet bist; vergiss es bitte nicht!«

Er stammte aus dem Norden und sprach Italienisch, ohne das »R« zu rollen.

»Versprochen«, beruhigte sie ihn.

»Warum willst du die ganze Woche dort bleiben?«, schmolte er. »Du wirst dich dort langweilen. Deine früheren Freundinnen werden ihre Ehemänner und ihre Kinder um sich haben ...«

»Genau wie du. Du hast hier auch deine Frau und deine *bambini*, und trotzdem langweile ich mich nicht«, erwiderte sie ihm schlagfertig.

Beleidigtes Schweigen, das hatte gegessen. Schnell gewann der Baron seine Fassung wieder und gab locker zu bedenken:

»Wenn der Eiffelturm abends leuchtet, so strahlt er sicher nicht so schön wie deine Augen!«



Jenny lächelte. Sie war gleichermaßen erleichtert und aufgeregt wegen ihrer Reise nach Paris. Es wurde höchste Zeit. Sie hatte ihr Versprechen gegeben, und nun musste sie es einlösen.

Zwei Stunden später nahm sie auf dem Sitz 4B eines Flugzeugs auf dem Flughafen von Fiumicino Platz.

»*Scusi* ... Ich glaube, das ist mein Platz.«

Der Nachbar, den ihr der Zufall auf dem Sitz 4A zugebracht hatte, war ein hochgewachsener Römer, dessen Haar ebenso schwarz war wie ihres rot. Er war etwa in ihrem Alter, hatte ein schönes, scharf geschnittenes Gesicht, grünblaue Augen und riesige Hände. Er hatte sie für eine Französin gehalten und mit einem reizenden Akzent auf Französisch angesprochen. Sie ließ ihn in seinem Glauben. Bis die Tablett mit der Mahlzeit gereicht wurden, saßen sie schweigend nebeneinander. Dann schenkte er ihr höflich Wein ein, als säßen sie zusammen beim Abendessen in einem Restaurant. Jenny wollte ihn in die Schranken weisen, fürchtete aber, sich lächerlich zu machen. Er baggerte sie schließlich nicht an, sondern war einfach freundlich; wovor hatte sie also Angst? Er erzählte ihr, dass er mit Marinegegenständen handelte und zum ersten Mal nach Paris unterwegs war, um dort die internationale Trödler- und Schinkenmesse zu besuchen. Er gestand ihr, dass er das Meer liebte, aber noch nie einen Fuß auf ein Schiff gesetzt hatte, und dass ihm vollkommen klar war, wie lächerlich das war, und dass er dieses Versäumnis nun bald nachholen würde. Jenny bekannte, dass es sich bei ihr nicht anders verhielt.

»Dann sind Sie auch noch nie mit einem dieser berühmten *bateaux-mouches* gefahren? Ich heiße Corrado. Ich weiß, das ist ein seltsamer Vorname, aber mein Vater war ein Verehrer des Schriftstellers und Seefahrers Joseph Conrad. Ich lade Sie hiermit zu einem Abendessen auf der Seine ein, wenn Sie möchten«, schlug er leichthin vor.

Sie lehnte höflich ab, danach stünde ihr nicht der Sinn. Er beharrte nicht auf seinem Vorschlag und schenkte ihr stattdessen zuvorkommend noch etwas Wein nach.

»Bleiben Sie lange in Paris?«, fragte Jenny, um die Unterhaltung nicht abreißen zu lassen.

»Acht Tage. Ich muss wieder zurück, um den nächsten Trödelmarkt am Ponte Milvio vorzubereiten.«

Sie nickte. Sie kannte diesen erlesenen Trödelmarkt, der an jedem ersten Sonntag im Monat rund um die älteste Brücke Roms am Ufer des Tiber stattfand. Aber sie war niemals dort gewesen, da sie in einem Hotel wohnte und deshalb für Einrichtungsgegenstände oder Antiquitäten keine Verwendung hatte.

»Ich bin Amerikanerin und lebe jetzt in Rom. Aber in meiner Jugend habe ich in Paris gelebt. Ich bleibe ebenfalls nur eine Woche. Ich besuche ein Treffen ehemaliger Schülerinnen aus meiner Schule«, erklärte sie ihm.

»Dann haben Sie Paris wohl noch sehr gut auswendig?«  
Sie musste ihn sehr erstaunt angesehen haben.

»Das sagt man wohl auf Französisch nicht so, oder? Ich meine, *a memoria*, in- und auswendig kennen ...«

Nun verstand sie und lächelte.

»Ich war seit zwanzig Jahren nicht mehr dort, die Stadt wird sich verändert haben.«

Corrado befreite sie von ihrem Tablett, während das Flugzeug die silbernen Schleifen der Seine überflog und sich bereits im Anflug auf Paris befand.

»Viel Spaß bei dem Wiedersehen«, sagte er, als sie Orly erreicht hatten. »Wer als Erster den Fuß auf ein Schiff setzt, gibt dem anderen Bescheid, einverstanden?«

Sie lächelte. Beim Warten auf das Gepäck verloren sie sich aus den Augen, draußen jedoch trafen sie sich in einem feinen Nieselregen am Taxistand wieder. Niemand erwartete sie. Corrado, der als Erster dort gewesen war, ließ ihr den Vortritt und hielt ihr die Tür des Taxis auf.

»Bitte schön«, sagte er. »Ein Auto ist nichts anderes als ein Boot mit vier Rädern. Ich wünsche Ihnen eine gute Kreuzfahrt.«

Sie nahm sein Angebot dankend an und lachte. Die Woche begann unter guten Vorzeichen.

*Dienstag, 20. September*

Paris erwachte, und es herrschte das übliche geschäftige Treiben der vielen Lieferwagen und ihrer Arbeit nachgehenden Straßenfeger, wie Jacques Dutronc sie in seinem Lied »Paris s'éveille« besingt. Gebeugt unter der Last ihrer vollgestopften Schultaschen trafen die Schülerinnen des Jahrgangs 2005 in regelrechten Trauben in Sainte-Agathe ein. Dieser Morgen war der Gegenwart gewidmet, der Abend jedoch würde der Vergangenheit gehören.

Isabelle Bedier, die Stufenleiterin des Jahrgangs 1985, ließ ihre Finger über die Tastatur ihres Computers huschen. Der Drucker spuckte die Liste der ehemaligen Schülerinnen aus, die heute Abend kommen würden – nach zwanzig Jahren eine durchaus beachtliche Anzahl. Immer noch erhielt sie zahlreiche Glückwünsche von ihnen zu den Festtagen. Viele hatten reich geheiratet, aber die Hälfte war mittlerweile geschieden. Von manchen hatte sich die Spur verloren, einzelne Schülerinnen waren bereits gestorben, zwei waren Ordensschwestern geworden, eine war Ministerin, eine andere Malerin, auch eine Schriftstellerin war darunter und, wie sie aus zuverlässiger Quelle wusste, eine Prostituierte. Die Ministerin war nicht abkömmlich, die Malerin hatte gerade eine Ausstellung, und von der Prostituierten hatte sie nichts gehört. Olivia Ruben, die Schriftstellerin, würde aber zu dem Treffen kommen.

Isabelle lächelte. Sie erinnerte sich bis ins kleinste Detail an die große, ungeschickte und sehr verschlossene Jugendliche. Sie war die einzige Tochter eines neureichen, tyrannischen Milliardärs. Ihre Mutter war während des letzten Schuljahres gestorben. Das junge Mädchen hatte sie im Koma liegend gefunden, als sie mit einer Freundin nach Hause kam. Wie hieß die Freundin noch einmal? Sie war die Tochter eines amerikanischen Diplomaten. Isabelle zog die Augenbrauen zusammen, nagte an ihrer Unterlippe und nahm ihre Liste zu Hilfe. Jenny Lincoln, jetzt erinnerte sich Isabelle auch an sie. Sie waren zu viert gewesen, die vier Unzertrennlichen, die auch die »vier Elemente« genannt wurden: Olivia, die Verträumte, war die Luft, Jenny, die Leidenschaftliche, das Feuer, Axelle, die in der Wirklichkeit verwurzelte Aristokratin, die Erde, und Gwénola, die Bretonin, das Wasser. Sie alle würden heute Abend kommen. Olivia hatte ihr all ihre Veröffentlichungen über den Vertrieb ihres Verlages schicken lassen. Axelle hatte ihr ihre Heirat auf einer klassischen, doppelseitigen Anzeige aus reliefartig geprägtem Papier mitgeteilt. Annick Tonnerre, die Mutter von Gwénola, hatte ihr ein Foto von ihrem Enkel, dem kleinen Loeiz, geschickt. Isabelle hatte sich damals gut mit Annick, der feinfühlig und zugleich scharfsinnigen Krankenschwester der Schule, verstanden. Geschickt manövrierte sie zwischen dem komplizierten Regelwerk, das dort herrschte, sie pflegte und umsorgte die Schülerinnen, wahrte die Geheimnisse der jungen Mädchen oder unterrichtete die Eltern, wenn es notwendig war. Tetanus oder Blinddarmentzündung, Menstruationsbeschwerden oder stressbedingte Magenkrämpfe, hysterische Migräne oder Prüfungsangst – sie lag immer richtig mit ihrer Diagnose. Einem Missbrauch in der Familie war sie auf die Spur gekommen, einem scheinbar harmlosen Schwindelanfall war sie zu Recht mit Misstrauen begegnet, denn hinter ihm hatte sich letztlich ein Hirntumor verborgen. Auch ihr Verdacht auf so

manche Schwangerschaft hatte sich als durchaus begründet erwiesen. Aber sie verriet ihre jungen Patientinnen nicht, sondern redete bei bretonischem Kuchen und Gebäck ausgiebig mit ihnen. Während ihre wunderschönen Mütter Tennis, Golf oder Bridge spielten, Thalassotherapien, Meditationskurse oder Yogaschulen besuchten, fanden die Schülerinnen von Sainte-Agathe bei der Krankenschwester die Bereitschaft zuzuhören, die ihnen zu Hause fehlte.

Gwénola war nicht eifersüchtig, sie überließ ihnen ihre Mutter gerne. Umgekehrt verhielt es sich allerdings nicht so. Als Personalangehörige, die noch dazu ohne Vater aufwuchs, wurde sie nie zu den Festen ihrer Gefährtinnen eingeladen. Sie hatte sich damit abgefunden. Die vier Freundinnen stammten aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Schichten: Axelle gehörte zum Adel, Olivia zu den Neureichen, Jenny zum Quai d'Orsay und Gwénola zu der Welt der Kelten.

»Ich bin sicher, dass sie nicht eine Falte bekommen haben. Auf den ersten Blick werde ich sie wiedererkennen«, freute sich Isabelle.

Nach zwanzig Jahren würden ihre ehemaligen Schülerinnen heute Abend in der Schule eintreffen. Während die Frauen die architektonischen Veränderungen des Gebäudes in Augenschein nehmen würden, würde sie in ihre Seelen und ihre Herzen blicken.

In ihrem Hotelzimmer beendete Jenny ihre täglichen Qigong-Übungen. Mit schöner Regelmäßigkeit praktizierte sie diese traditionelle chinesische Kampfkunst. Das Ideogramm Qi bedeutet Energie, das Ideogramm Gong Arbeit. Gemeinsam stehen die beiden Wörter für die Steigerung der Lebensenergie. Das Qigong umfasst vier Komponenten: Körper- und Bewegungsübungen, die zur Entspannung führende Meditation, die regelmäßige Atmung und Konzentrationsübungen. Jenny war sehr von dieser sanften Gymnastik angetan, die die buddhistischen und daoistischen Mönche zur Förderung der Gesundheit und für ein langes Leben pflegten. Im Gegensatz zur abendländischen Gymnastik war sie nicht mit muskulärer Anstrengung verbunden.

Vor dem Fenster stehend formte sie mit ihren Daumen und Zeigefingern ein Dreieck, durch das sie nur Himmel sah. Sie wiederholte den Bewegungsablauf, der einen Windhauch nachahmen sollte, um die Energieflüsse in einen harmonischen Einklang zu bringen, und schloss alles mit dem chinesischen Gruß ab. Dann zog sie sich an und verließ das Hotel. Sie ging die Avenue Kléber hinauf, gelangte zur Place Charles-de-Gaulle, die früher auch Étoile hieß. Die Autos rauschten an ihr vorüber: Aus den Vereinigten Staaten war Jenny an umsichtiges Fahren gewöhnt. In Frankreich war stets der Stärkere im Recht, und in Italien war alles noch viel schlimmer – jedes Land hatte seine eigenen Gesetzmäßigkeiten. Jenny bog nach rechts und ging die Champs-Élysées hinunter, nahm die Geschäfte in Augenschein und genoss es, auf dem Gehweg



der schönsten Allee der Welt entlangzuschlendern. Vor ihr erhob sich in einiger Entfernung der Obelisk der Place de la Concorde, die unter dem Triumphbogen befestigte Fahne flatterte im Wind. Jenny freute sich, in Paris zu sein. Sie wünschte von ganzem Herzen, dass das Treffen heute Abend gut verlaufen würde und ihre Ängste sich als unbegründet erwiesen. Sie hoffte, dass sie ihren Part mit Erfolg hinter sich bringen würde.

Über ihr Schuhwerk ließen sich die Ausländer leicht erkennen: Die Amerikaner trugen gern weiche Sneakers von Nike, die Italiener lederne Valleverde. Dazu kamen eine charakteristische Haltung oder auch eine Redeweise, die verriet, dass man die Sprache nicht verstand, außerdem noch ein bestimmter Taschentyp, eine bestimmte Länge der Bermuda, eine momentan modische Frisur und das entsprechende Handy. Aber es gab zu viele Touristen, und Jenny wollte Frankreich pur erleben. Sie winkte ein Taxi herbei, ließ sich in der Rue Sainte-Agathe absetzen und bezahlte samt einem in den USA üblichen Trinkgeld. Das Café »Glücksklee« lag an der Ecke. In der letzten Klasse hatten sie hier ihre Zeit zwischen und nach dem Unterricht verbracht. Es lag zwischen Sainte-Agathe und Saint-Pierre, der Privatschule für Jungen, die auch Charles de Bergeac besuchte. Die Schulleitung von Sainte-Agathe hatte den Unterrichtsbeginn vorgezogen, damit die Jungen nach Schulschluss nicht auf die Mädchen warten konnten. Nun waren es also die Mädchen, die sich vor Saint-Pierre ein Loch in den Bauch standen oder aber auf der Terrasse des »Glücksklee« warteten, bis die Jungen auftauchten.

Die Fassade aus Stahl und Glas bot einen krassen Gegensatz zu den alten Hotels und den vornehmen Wohnhäusern in der Straße. Um die Mittagszeit, wenn die Schüler noch im Unterricht waren, saßen Mütter an den Tischen, die auf das Ende der nahe gelegenen *École maternelle* warteten, eine alte Frau nippte einsam an einem Birnenschnaps, eine Gruppe von Geschäftsleuten